

Volker Ladenthin

Prinzipien für die religiöse Orientierung an (katholischen) Bekenntnisschulen

Ein Vorschlag

1. Von den Aufgaben des Menschen

„Kein Mensch muss müssen“, sagt der Volksmund; aber so ganz glaubt er sich selbst nicht, denn die Norddeutschen kontern dann sofort: „Aber wat mutt, dat mutt! – Was muss, das muss!“

Was *muss* denn der Mensch? Was muss jeder Mensch müssen? Was kann er nicht selbst bestimmen? Wo gibt es keine Pluralität – oder Beliebigkeit?

Da gibt es einiges: Jeder Mensch *muss* essen. Und um zu essen, muss er arbeiten. Was auch immer – und wenn er nur seine Aktien sortiert. Jeder Mensch *muss* sich zu anderen Menschen verhalten. Ja, er verhält sich sogar schon immer zu ihnen. Von Geburt an – wenn ein Schrei nach Fürsorge verlangt. Die Eltern *müssen* dann fürsorglich werden. Der Mensch *muss* die Dinge, die er benutzt, gestalten: funktional oder schön. Der Mensch *muss* alles, was er tun will, zuvor lernen. Leben ohne Lernen ist nicht möglich. Und Lernen ohne Lehren auch nicht.

Und jeder Mensch weiß, dass er für all das, was er tun *muss*, nur eine begrenzte Zeit hat, weil er sterben wird.

Diese Aufgaben lassen sich unschwer den großen Begriffen der Lebenswirklichkeit zuordnen: Arbeit, Ethik-Politik, Kunst, Pädagogik¹ – aber zu welchem Bereich gehört sein Nachdenken, wie er mit dem Wissen um den Tod umgeht? *Medizin* – nein, ihre Aufgabe ist es, den Tod aufzuschieben. Ihre Idee ist nicht der Tod, sondern die Gesundheit.

Das Verhältnis zur eigenen Endlichkeit ist das Sachgebiet, das der Religion zufällt. *Was machen wir mit unserem Leben, wenn wir wissen, dass wir sterben?* Was wartet nach dem Tod auf uns? Das Paradies. Das ewige Leben. Der Hades. Die Hölle. Die ewige Wiederkehr. Das Nichts. Das ist die Frage aller Konfessionen auf der Erde: Was wartet nach dem Tod auf uns? Alle Weltreligionen beschäftigen sich mit dieser Frage. Und selbst die, die nach eigenem Bekenntnis „mit Religion nichts anfangen können“, müssen sich dieser Frage stellen. Zudem hat die jeweilige Antwort große Bedeutung dafür, wie wir mit Arbeit, den anderen Menschen, Kunst und Politik, mit Pädagogik und Medizin umgehen.

Es gibt niemanden, den diese Frage nicht betrifft, sei es ganz früh schon im Leben, wenn die Oma stirbt – und die kleinen Enkel fragen, was nun mit ihr passiert; sei es ganz spät, wenn man überlegt, was man denn nun kurz vor dem Tod mit den angesammelten Reichtümern anfängt.

Es gibt keinen Menschen, der nicht über seinen Tod nachdächte. Und keinen Menschen, der nicht über seinen medizinischen Tod hinaus plante. Der so lebt, als lebte er ewig. Als sei er für die Ewigkeit verantwortlich: Man bildet die Kinder für eine Zeit, die man biologisch nicht mehr erlebt. Man baut ein Haus, so solide, dass es noch steht, wenn man längst „nicht mehr

¹ Vgl. Benner, Dietrich: Allgemeine Pädagogik. Eine systematisch-problemgeschichtliche Einführung in die Grundstruktur pädagogischen Denkens und Handelns. Achte, überarbeitete Auflage 2015.

ist“. Man regelt seine Erbschaft, obwohl es einen doch gar nicht interessieren könnte, was nach einem geschieht. Wir wollen das Klima für eine Zeit retten, die wir gar nicht mehr erleben werden. Warum?

Alle Menschen haben ein Verhältnis zur Endlichkeit. Niemand ist ausgenommen. Und wenn wir die Frage nach dem richtigen Leben angesichts der eigenen Endlichkeit als ganz spezifische Frage der Religion ansehen, ist in diesem Sinne jeder Mensch religiös beauftragt.

Und die Atheisten? Die, denen es gleichgültig ist, welche Geschichten über das Leben nach dem Tod erzählt werden? Nun auch sie werden sterben, und sie wissen es und werden sich zu diesem Wissen verhalten. Diese Last kann ihnen niemand nehmen. Dieser Aufgabe *müssen* sie sich stellen. „Watt mutt, datt mutt.“ Die Frage nach dem richtigen Leben angesichts des eigenen Todes – stellt sich jedem. Es ist die religiöse Frage.

2. Die Allgegenwart der Frage

Recht unterschiedlich ist freilich, *wie* die Menschen mit dem Wissen um die eigene Endlichkeit umgehen: Die einen schauen sich den rechten Umgang von den Eltern ab. Die anderen feiern in der Kirche Ostern und hören von der „Auferstehung von den Toten“ und fragen, was das denn nun bedeute. Andere hören im Radio ein Lied von Roger Cicero: „Denn wenn es morgen schon zu Ende wär', ein Schritt zu viel im Stadtverkehr, dann leb ich vielleicht heute, nur 'n kleines bisschen mehr.“ Und sie fragen sich, wie sie leben würden, wenn morgen alles zu Ende wäre. Andere hören in der Schule Geschichten, die mit dem Satz enden: „Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.“ Und die Kinder fragen dann: „Echt? Ehrlich?“ Und ein Onkel hatte gesagt: „Nach mir die Sündflut!“ – Was soll das heißen? Einige, deren Eltern aus dem Orient kommen, kennen die Sure 17, 49 aus dem Koran. Sie lautet: „Sollen wir etwa, wenn wir (bereits) Knochen und Überreste geworden sind, denn wirklich als neue Schöpfung auferweckt werden?“ Was sagen wir den Kindern, die nach der Bedeutung dieser Sätze fragen? Wimmeln wir sie ab? Beschwichtigen wir sie: „Das ist noch nichts für dich!“

Es gibt kein Kind, das sich nicht diese oder ähnliche Fragen stellt. Kein Mensch, der sich nicht diesen Fragen stellen müsste. Die gleichen Fragen werden recht unterschiedlich beantwortet. Aber wie auch immer: Jeder, der antwortet, *bekannt* sich zu *seiner* Antwort. Er hält sie für vertretbar, vielleicht sogar für richtig.

Und selbst der Börsenmakler, der sagt: „Für mich zählen nur die Zahlen von heute“, bekennt ja in diesem Satz, wie er mit seiner Endlichkeit umzugehen gedenkt: Er will das Problem möglichst lange ignorieren. Auch das ist ein *Bekanntnis*. Jeder lebt immer schon in einem *Bekanntnis* zur eigenen Endlichkeit. Es geht gar nicht anders – eben weil wir um diese Endlichkeit wissen. *Bekanntnis* heißt auf Latein „*confessio*“. Auch der Materialist lebt also in einer Konfession, in einem *Bekanntnis*. Auch er kann gar nicht anders. Er lebt aus diesem *Bekanntnis* heraus sein Leben: „Für mich zählen nur Zahlen!“ daran glaubt er. Das ist seine Handlungsgrundlage.

3. *Sich bilden* heißt *sich verändern*

Ich habe diese Verhaltensweisen so ausführlich angesprochen, weil ich anschaulich machen wollte, dass der Satz „kein Mensch muss müssen“ so nicht stimmt. Dass Pluralismus nicht heißen kann, dass jeder macht, was seine Laune ihm grad vorgibt. Wir können nicht nur

machen, was uns grad einfällt. Es gibt Aufgaben, denen wir uns stellen *müssen* – ob wir wollen oder nicht. Wir *müssen* sie erledigen, wenn wir denn leben wollen. Das eint uns Menschen – und das eint uns gerade in der Frage, von der behauptet wird, dass sie am besten durch Privatisierung und Toleranz oder Indifferenz zu lösen sei: In der religiösen Frage.

Wir alle müssen uns zu unserer eigenen Endlichkeit verhalten (weil wir von ihr wissen). Und wir alle verhalten uns *immer schon* zu unserer eigenen Endlichkeit (weil wir begründet handeln). Wir handeln und leben tagtäglich in diesem Verhältnis. Da gibt es keine Willkür, keine Beliebigkeit. Dieser Frage *müssen* wir uns stellen.

Etwas, was alle angeht, müssen auch alle angehen. Das ist nun die Grundidee der Bildung: Weil wir *alle* sprechen müssen, müssen wir alle *richtig* sprechen lernen. Weil wir *alle* arbeiten müssen, müssen wir lernen, wie man *richtig* arbeitet. Zur Bildung gehört das, was alle angeht und der Anspruch, es richtig zu machen. Und der Umgang mit der Endlichkeit geht nun wirklich jeden einzelnen etwas an.

Da Religion sich spezifisch dieser Frage widmet, gehört Religion in jeden Bildungsgang. Wir vereinnahmen keinen Menschen, wenn wir als Lehrende mit ihnen über das sprechen, was sie als Mensch ausmacht. Oder sagen wir: Der Mathematikunterricht vereinnahmt den Menschen, weil er nun plötzlich seine Welt in Zahlen ausdrücken lernt! Schaffen wir ihn also ab! Oder sagen wir: Der Biologieunterricht vereinnahmt den Menschen, weil er jetzt weiß, wie er als biologisches Wesen funktioniert – warum die Schmerztablette wirkt und das Glas Bier auch. Schaffen wir den Biologieunterricht ab, weil er uns nötigt künftig biologisch zu denken? Schaffen wir die Ethik ab, weil sie uns erklärt, wie wir unser Handeln ändern müssen?

Wenn man mit Menschen das bespricht, was sie als Menschen ausmacht, dann vereinnahmt man sie nicht. Man bildet sie. Man macht sie fähig, sich selbst zu entscheiden.

Wer bildet, verändert. Deswegen bildet er ja, weil er den Zustand, in dem sich jemand befindet, verändern möchte. Er möchte dem anderen mehr Freiheit zur Entscheidung geben.

Bildung ist immer Entfremdung aus der Unmittelbarkeit. Gleich, ob man die Regeln der Rechtschreibung übt oder die beste Ernährung für Goldhamster kennenlernt, den Weg des Tropfens von der Wolke zum Meer verfolgt oder im Experiment erkennt, dass Klatschmohn die Blätter verliert, wenn man ihm pflückt, um ihn der Mutter zum Muttertag zu schenken... Nichts ist mehr so wie *vor* dem Unterricht in diesen Dingen. Deshalb unterrichtet man ja.

Bildung irritiert. Sie macht das gewohnte Denken fragwürdig, weil es nicht mehr ausreicht. Das gilt auch für jenes Verhältnis, das man zur eigenen Endlichkeit hat. Alle Menschen müssen sich der einen religiösen Frage stellen, um sie zu klären. Um Klarheit zu bekommen: *Was soll mal von dir übrig bleiben, wenn du tot bist?* Diese Frage stellt sich doch jeder, gleich welchen Bekenntnisses. Und wer sagt: Nichts, nichts soll übrig bleiben...der hat sich zu einer Antwort bekannt. Und dieses Bekenntnis muss er lehren, wenn er es denn für wahr hält. Falls er es nicht für wahr hält, ist sein eigenes Leben auf einer Unwahrheit aufgebaut. Wer will das schon?

4. Der Unterschied von Religion und Konfession

Die Frage nach dem Umgang mit dem Ende des Lebens eint alle Menschen. Zugleich beantwortet jeder sie. Und zwar, indem er die Antwort bereits lebt. Jeder lebt immer schon in seiner Konfession, in dem, was er für wahr hält – warum auch immer.

Und das, was man für wahr hält, kann man weder abgeben noch ignorieren. Man kann nicht so tun, als ob man es vielleicht nicht für wahr hielte. Zudem müssen andere darauf bauen können, dass man das, was man für wahr ausgibt, auch für wahr hält. Wer sagt „Ich will, dass von mir nichts bleibt!“ kann nicht gleichzeitig sagen: „Ich glaube aber auch, dass immer etwas von einem bleibt.“ Entweder oder.

Wir leben alle immer schon in einer Konfession, die für uns bis in die einfachen Alltagsentscheidungen hinein verbindlich ist. Auch in anderen Wissensbereichen ist das so: Weil wir die Naturgesetze für wahr halten, steigen wir ins Auto. Weil wir glauben, dass die Sprache wahr sein soll, sprechen wir. Weil wir unsere Verantwortung über unseren medizinischen Tod hinaus wahrnehmen wollen, schicken wir Kinder in die Schule ...damit sie sich später einmal allein zurechtfinden in der Welt.

All das sind Bekenntnisse. Gelebte Konfessionen. Diese subjektiven Konfessionen können durchaus den Entwürfen und Traditionen der großen Weltreligionen folgen, aber auch jenen der Sekten oder es sind Privatansichten.

Alle noch so unterschiedlichen Konfessionen und Privatansichten eint allerdings die eine Frage: Wie lebe ich richtig angesichts meiner Endlichkeit. Es ist die Frage nach der religiösen Bildung. Die Frage nach dem richtigen Umgang mit der eigenen Endlichkeit.

Es ist klar, dass man das eigene Bekenntnis für wahr hält und als das, was man für wahr hält, auch darstellen muss. Über Religion kann man nicht so sprechen, wie über die neueste Wintermode: „Im letzten Jahr waren die Wintermäntel länger, war auch gut.“

Nein - Schüler erwarten, dass wir das, was wir lehren, für wahr halten. Der Physiklehrer muss schon bekennen, dass er Licht und Schallwellen physikalisch für erklärbar hält. Wenn er selbst an der Erklärbarkeit zweifelt, und das Gewitter für Botschaften von Göttern hält, ist er im Physikunterricht fehl am Platz. Kinder wollen wissen, ob wir das, was wir sie lehren, auch für richtig und gut halten.

Von daher kann jeder nur *seinen* Glauben, sein Bekenntnis lehren. Man kann sicherlich andere Auffassungen *darstellen*. Aber immer nur aus der eigenen Sicht. Es ist wie mit der Fremdsprache: Man hört immer, ob ein Franzose oder ein Engländer Deutsch spricht. Man kann sich noch so bemühen, native speaker merken immer, wenn man sich in ihrer Sprache versucht.

5. Was heißt *katholisch*?

Jeder ist ein Tropfen im Meer anderer Konfessionen – und der Umstand, dass es manchmal schwierig ist und länger dauert, einen Papst zu wählen oder einen Bischof, zeigt, dass selbst die Bekenntnisse innerhalb einer großen konfessionellen Institutionen nie deckungsgleich sind.

Aber man redet doch miteinander. Ja, gerade weil die Bekenntnisse verschieden sind, redet man miteinander. Wären sie gleich, bräuchte man nicht miteinander zu reden.

Und nun werde ich katholisch und religionsgeschichtlich: Das Wort „katholisch“ kommt vom Griechischen *καθολικός/katholikós* und heißt ‚allumfassend‘. Der katholische Glaube hat sich von Beginn an nicht als Weltanschauung *einer* Nation verstanden, nicht als Ideologie *eines* Volkes. Das Reich Gottes kann überall sein, der Augustinische Gottesstaat ist eine Idee ohne

Grenzen, und was wir dem Geringsten antun, das haben wir ihm angetan – und damit allen Menschen: Jesus sagt dies im neuen Testament.

Der *katholische* Glaube hat sich von Beginn an nicht als exklusiver Geheimbund verstanden, bei dem nur geborene Mitglieder Zutritt haben. Er hat sich an alle Menschen gerichtet. Hier ist Matthäus 28, 19 zu zitieren: „Darum gehet hin und lehret *alle* Völker.“ Das Pfingsterlebnis beendet die babylonische Sprachverwirrung, die Apostel reden in allen Zungen aller Länder - was religionsphilosophisch nur logisch und gedanklich zwingend ist: Man lebt nur einmal, und dieses eine Mal muss man es gleich richtig machen. Man muss richtig leben. Man kann nicht plural leben. Der Anspruch des Richtigen gilt für alle Menschen.

Das heißt zweierlei:

1. Der Katholische Glaube muss seinen Anspruch, der richtige Glaube zu sein, leben. Er kann nicht mit dem Eingeständnis leben: Vielleicht bin ich auch falsch. Man *kann* sich nicht zum „vielleicht Falschen“ oder zum „vielleicht Richtigen“ bekennen. Wenn man sich nicht sicher ist, sollte man schweigen – oder zumindest nicht lehren.
2. Zugleich richtet sich der katholische Glaube an alle Menschen. Der Adressat der Frohen Botschaft ist doch jeder einzelne.

Und für diese Botschaft gilt, was für alle Botschaften gilt: Sie muss ehrlich und wahr sein, authentisch sagt man heute. Sie ist Bericht, Ausdruck der eigenen Überzeugung. Ein solcher Bericht über das eigene Bekenntnis ist nicht Überwältigung. Die richtige Botschaft achtet den anderen als gleichwertigen Adressaten. Sie nimmt den anderen ernst, weil er ja seinesgleichen ist, einer von den Menschen, an die sich die Frohe Botschaft richtet.

6. Einige Prinzipien für katholische Bekenntnisschulen

Sie haben vielleicht geahnt, dass ich nicht beabsichtigt habe, zweckfrei über Religion zu meditieren, sondern immer schon Ihr Schulprogramm, das Schulprogramm der katholischen Bekenntnisgrundschulen, im Blick hatte. Ich habe eigentlich bisher nur von Ihrer Aufgabe in der Schule geredet. Ich will das nun systematisch ordnen und die losen Enden thesenhaft zusammenbinden:

1. Man kann nur den *eigenen* Glauben glaubhaft lehren: Vertrauen zu einem Lehrer setzt voraus, dass deutlich wird, dass er selbst von seiner Sache überzeugt ist, und sie *deshalb* lehrt. Katholische Lehre muss von katholischen Lehrern durchgeführt werden. (Prinzip Vertrauen)
2. Der Inhalt des katholischen Glaubens ist der katholische Glaube, also das, wovon die Lehrenden überzeugt sind. Kulturgeschichtlich mag man „christlich“ (mhd: Kristenheit²) als Kollektivbegriff verwenden können. Theologisch geht das nicht. Da gibt es nur den einzelnen kanonisierten Glauben. Wer, wie man so oft hört, die Gemeinsamkeiten von katholischer und evangelischer Konfession als Glaubens*inhalt* lehren möchte, erfindet eine neue Konfession.

² Walther von der Vogelweide: (Wiener Hofton; L 25,11): „ê stuont diu kristenheit mit zühten schône“/“Einst stand die ganze Christenheit in ihrer Ordnung da und herrlich.“ In: Walther von der Vogelweide: Gedichte. Mittelhochdeutscher Text und Übertragung. Ausgewählt, übersetzt und mit einum nachwort versehen von Peter Wapnewski. Frankfurt/M. /Hamburg 1966 (4., neu durchgesehene und erweiterte Auflage). S. 135.

Ich mache es an einem Beispiel deutlich: Man kann nicht zugleich englisch und deutsch sprechen. Entweder englisch oder deutsch ...oder man erfindet eine dritte Sprache, die aber beides nicht ist. Aber man kann im Deutschen über das Englische und im Englischen über das Deutsche sprechen. Konfessionelle Schulen machen nur Sinn, wenn sie auch tatsächlich konfessionell sind – also einen Glauben lehren, zu dem man sich bekennen kann. Zu einer Fiktion kann man sich nicht bekennen. (Prinzip konfessionelle Identität)

3. Die moderne Welt basiert nicht in dem Sinne auf der Religion, wie die antike und mittelalterliche Welt. In jenen Zeiten glaubte man, alles *aus* den geoffenbarten Schriften herleiten zu können – selbst, wie man Krankheiten heilt und die Meere besegelt.

Das ist heute anders. Die Wissenschaften unterscheiden sich grundsätzlich vom Glauben: Die Welt wäre auch dann eine Kugel, wenn man das Gegenteil glaubte.

Unterricht kann also nicht in dem Sinne religiös fundiert sein, dass es eine katholische und eine evangelische Rechtschreibung gäbe, eine muslimische und eine jüdische Physik.

Aber *wie* wir mit Sprache und mit physikalischen Erkenntnissen umgehen, das ist schon von unserem Bekenntnis abhängig. Ob wir verantwortlich mit Sprache umgehen, ist auch eine Frage des Bekenntnisses. Ob wir uns an das, was wir eingesehen haben, gebunden fühlen...³

Daraus folgt: *Kein Unterricht aus dem Glauben, aber jeder Unterricht mit dem Glauben.* Sonst ist es kein bildender Unterricht. Und damit ist gesagt, dass eine konfessionelle Schule nicht manipuliert, wenn ihr Unterricht mit dem Bekenntnis einhergeht. Denn, ein *Unterricht mit dem Glauben* geschieht immer an allen Schulen – freilich nicht immer *explizit*. Hier hat die Bekenntnisschule einen Vorteil: Sie ist von Beginn an transparent. Sie bekennt sich explizit zu dem, was den Menschen ausmacht explizit. (Prinzip begleitender Glaube)

4. Die Eigenheit des Religiösen ist es, dass es sich an jeden Menschen richtet. Ja, es ist geradezu der Sinn des Religiösen, dass es *alle* betrifft, unabhängig von dem, was der Angesprochene bisher zufällig geglaubt oder gedacht hat. Religion geht alle an; sie ist universell. *Nicht die Herkunft der Zuhörer ist Kriterium für religiöses Sprechen, sondern die Absicht der Ansprache.*

Daraus folgt, dass eine Bekenntnisschule genauso für alle Menschen offensteht wie der Kölner Dom. Jeder ist angesprochen. Jeder wird angesprochen. *Ja, jeder ist immer schon betroffen.* Das erste Kriterium für einen interreligiösen Dialog ist, dass der, der spricht, sagen kann, was ihm aufgetragen ist. Das zweite Kriterium ist, dass der, der eingeladen ist, auch aktiv zuhört. (Prinzip der Universalität)

5. Wenn wir als Katholiken unseren Glauben für wahr halten, dann müssen wir aus Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit alle einladen, an dieser Wahrheit teilzuhaben. Wahrheiten behält man nicht für sich. Man teilt sie, indem man sie mitteilt.

³ Schilmöller, Reinhard: Religionsunterricht und moralische Erziehung: Sinnerfahrung im Glauben. In: Regenbrecht, Aloysius u. Pöppel, Karl Gerhard (Hg.): Moralische Erziehung im Fachunterricht, 2 Bände (Münstersche Gespräche zu Themen der wissenschaftlichen Pädagogik Heft 7.1 und Heft 7.2), Heft 7.2, Münster 1990, S. 160-193.

Das war doch die Grundidee unseres Glaubens, damals, als alle um Jesus und seine Jünger herum anderen Bekenntnisses waren. Seine Zuhörer waren jüdischen Glaubens oder Anhänger römischer Kulte. Das war und das ist die Normalsituation. (Die Landesregierung veröffentlicht soeben Zahlen, nach der 50% der Schüler an katholischen Bekenntnisschulen katholisch sind.⁴ Das ist gegenüber die Ursituation des Christentums eine komfortable Ausgangslage.)

Der Sinn der Frohen Botschaft war es doch, gerade diejenigen anzusprechen, die noch nichts von ihr gehört hatten. Muss ich wirklich Markus 16,15 zitieren: „Und er sprach zu ihnen: Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur.“ Das ist Inklusion. (Prinzip der Globalität)

6. Freilich erfolgen Unterricht wie Schulleben in der Schule unter pädagogischen Regularien: Es geht um einen Dialog, das heißt die Aufforderung an den anderen, selbst zu denken. Ich spreche die Selbstverständlichkeiten aus: Niemand wird gezwungen, niemand überwältigt, niemand manipuliert. Das betrifft immer allen Unterricht. Ziel ist allerdings nicht ein Kompromiss, sondern die Wahrheit. *Die Wahrheit kann allerdings niemand formulieren, obwohl sich jeder um sie bemühen muss.* In dieser Spannung lebt jede Konfession. (Prinzip des Dialogs)

7. Eine Bekenntnisschule lebt das katholische Bekenntnis im Schulleben. Das schließt andere Schul-Feste nicht aus. Aber sie müssen dann ebenso authentisch aus dem anderen Bekenntnis heraus gestaltet sein – und die katholischen Zuhörer ihrerseits als Gäste einladen. Wir sind alle Menschen, aber jeder auf seine Art. Wenn ich es religiös ausdrücke: Wir sind alle Kinder Gottes, das war ja die neue Idee, die Grundidee des Christentums. Aber jeder lebt mit seiner Geschichte im Hintergrund.

Konfessionen werden sich dann am besten achten, wenn sie sich wechselseitig verstehen, d.h., wenn *die Andersartigkeit im Bemühen ums Gleiche* wahrgenommen wird. Das Religiöse ist die Aufgabe aller Bekenntnisse. (Prinzip wechselseitiger Achtung)

8. Schließlich sind Bekenntnisschulen mit einer multireligiösen Schülerschaft eine Herausforderung an den eigenen Glauben:

- Wie kann man *sich* glaubwürdig darstellen?
- Wie kann man mit den *anderen* Konfessionen so reden, dass man sie weder ausgrenzt, noch vereinnahmt, noch in einem allgemeinen unverbindlichem Kultur-Humanismus auflöst – und damit den anderen nicht achtet, sondern nun wirklich verletzt.

Niemand kann eine Superreligion stiften, die alle Konfessionen vereinigt. Aber wir können, jeder aus seinem Bekenntnis heraus, verstehen, dass sich jeder auf seine Weise um das bemüht, was dem Menschen zukommt: der gültige Umgang mit der eigenen Endlichkeit. (Prinzip der Selbstprüfung)

⁴ https://www.schulministerium.nrw.de/docs/bp/Ministerium/Service/Schulstatistik/Amtliche-Schuldaten/Quantita_2015.pdf

9. Von dem, was man muss

„Kein Mensch muss müssen!“ – Dieser Satz ist ein stolzer Satz. Er wollte, als er geschrieben wurde, darauf hinweisen, dass der Mensch sich selbst seine Umwelt gestaltet, in der er leben will. Anders als die Tiere. Einer Biene *muss* eine Wabe bauen, eine Ameise muss einen Ameisenhügel bauen – aber der Mensch *kann* Iglus, Lehmhütten, Fachwerkhäuser oder den Kölner Dom bauen.

Innerhalb seiner Aufgaben ist der Mensch frei. Sonst könnte er keine Verantwortung übernehmen.

Der Mensch ist nur dazu bestimmt, sich selbst als Mensch zu bestimmen.

Aber um Mensch zu sein, muss er bestimmte Aufgaben erfüllen. Sie sind ihm aufgegeben, vorgegeben – ob er will oder nicht.

„Kein Mensch muss müssen“, dieser mutige Satz gegen den Zwang durch Natur, Herkunft, Stand, Nationalität oder Hautfarbe, stammt aus Gotthold Ephraim Lessings Theaterstück „Nathan der Weise“. Aus jenem Theaterstück mit der berühmten „Ringparabel“⁵: Ein Vater hat einen goldenen Zauberring, aber *drei* Söhne, die ihm alle gleich lieb sind. Wem soll er diesen Ring vererben? So lässt er zwei weitere gleiche Ringe anfertigen, und nun weiß niemand mehr, welcher der drei Ringe der ursprüngliche Ring ist. Aber jeder der drei Söhne muss sich bemühen, es herauszufinden. Das ist unsere Aufgabe. Nicht ein Erbe anzutreten, sondern es anzueignen.

„Kein Mensch muss müssen“, dieser Satz des Juden Nathan, erfährt in Lessings Theaterstück von dem moslemischen Derwisch ein solche Antwort, dass Nathan einen Irrtum eingestehen muss (und nun ist jedes Wort bedeutsam): „Bei *unserem* Gott! Da sagst du wahr.- Laß dich umarmen *Mensch*.“⁶ Das Menschliche, die Bestimmung des Menschen, siegt über die historische Kultur, die menschliche Überlieferung.

Was hatte denn nun der Derwisch gesagt, so dass Nathan sich und seinen stolzen Satz „kein Mensch muss müssen“ revidieren muss? Er hatte dem Satz entgegengehalten: „Wenn man ihn recht bittet, /Und er es für gut erkennt: das *muß* der Derwisch.“⁷

Einiges müssen wir. Wir sind dem verpflichtet, was wir als richtig und gut erkennen. Diese Einsicht erst macht Freiheit aus. Es ist der vernünftige Zwang, der richtigen Einsicht zu folgen. Warum wir das tun sollen? ... diese Frage zu beantworten, wäre eine Aufgabe religiöser Erziehung.

Man kann ein Bekenntnis nicht auf dem Verwaltungsweg durchsetzen, aber man kann von Seiten der Verwaltung Strukturen schaffen, in denen man sich vernünftig unterhält und dem folgen kann, was man als richtig einsieht. Das beschreibt die Eigenheit von Bekenntnisschulen.

Wir alle leben immer schon unter dem Anspruch, im richtigen Bekenntnis zu leben, wohl wissend, dass dieses den meisten von uns durch die Umstände zugefallen ist– durch Zufall.

⁵ Lessing, Gotthold Ephraim: Ringparabel. Als Hörbuch: „Die Ringparabel.“ Audio-CD von Christian Quadflieg (ASIN: B0009S2FTW) (=Lessing, Gotthold Ephraim: Nathan der Weise. In: Lessings Werke. Hg. V. Kurt Wölfel. Bd. I. Frankfurt/M. 1967. S. 467-594. = Hier S.531ff (= III,7)

⁶ Lessing, Gotthold Ephraim: Nathan der Weise. In: Lessings Werke. Hg. V. Kurt Wölfel. Bd. I. Frankfurt/M. 1967. S. 467-594. Hier S. 480. (= I, 3)

⁷ Lessing: Nathan der Weise. S. 480. (= I, 3)

Gleichwohl bemühen wir uns, aus dem uns Zugefallenen heraus richtig zu leben, so, dass wir unser Leben über unser Leben hinaus verantworten können und es für gut *erkennen*.

Dies eint alle Menschen. Alle Menschen leben in diesem Bekenntnis. Sollte es Lehrenden nicht ein Vergnügen sein, dann auch mit allen Menschen darüber zu reden? Und so den Zufall in etwas Begründetes zu verwandeln?

Soweit der Versuch, die Aufgabe einer Bekenntnis-Schule zu beschreiben.